



**„Siehe, das Reich Gottes ist mitten  
unter euch“  
(Lk 17, 21)**

Bericht vor der Landessynode  
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Hof

25. – 29. November 2012

von Landesbischof Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm

## GLIEDERUNG

|   |    |
|---|----|
| Einleitung.....   | 3  |
| Tansania und ökumenische Kirchenpartnerschaft.....  | 4  |
| Lutherische Identität auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017 .....                           | 6  |
| Umwelt- und Klimaarbeit als Ausdruck der Verantwortung für die Schöpfung.....                   | 8  |
| Europa und die Schuldenkrise.....   | 10 |
| Die Nahen und die Fernen – Die Verantwortung der Kirchen angesichts der<br>Asyldiskussion ..... | 12 |
| Umgang mit dem Rechtsextremismus.....   | 14 |
| „Das Reich Gottes ist mitten unter euch“ .....  | 15 |

**„Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch“  
(Lk 17, 21)**

**Bericht vor der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern  
Landesbischof Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm**

Sehr verehrte Frau Präsidentin, Hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder!

„Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch.“ So antwortet Jesus auf die Frage der Pharisäer, wann das Reich Gottes komme (Lk 17,20-21). Und immer, wenn ich mir die Szene vorstelle, sehe ich Jesus dabei auf sich selber zeigen. So wie er zu Beginn seiner Wirksamkeit den Propheten Jesaja zitiert: „Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat zu verkündigen das Evangelium den Armen“ und dann wenig später sagt: „Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor Euren Ohren“ (Lk 4,18.21). Die Christuserfahrungen, die wir heute machen dürfen, sind Reich-Gottes-Erfahrungen. Reich Gottes ist nicht nur etwas, was wir für die Zukunft ersehnen, auf das wir hin leben, das wir am Ende unserer Tage und am Ende der Tage der Welt einmal erfahren werden. Sondern Reich Gottes ist etwas, was wir jeden Tag erfahren dürfen.

Wenn ich gut ein Jahr nach meiner Amtsübernahme heute meinen dritten Bischofsbericht gebe, dann steht er für mich unter dem Eindruck einer Fülle von Reich-Gottes-Erfahrungen – in einer Dichte, wie ich sie mir vor der Amtsübernahme kaum hätte vorstellen können. Ich habe – das will ich gleich zu Beginn so persönlich sagen – die Gegenwart unseres Herrn Jesus Christus an vielen Orten und zu vielen Gelegenheiten spüren dürfen. Ich habe die Kraft spüren dürfen, die daraus kommt und mir eine große Freude an der Arbeit gibt. Ich habe immer mal wieder die Sorge, dass bei meinen Facebook-Einträgen die Begeisterung inflationär wird, die ich zum Ausdruck bringe, wenn ich wieder von einem schönen Gottesdienst irgendwo in Bayern nach Hause fahre. Aber ich kann das einfach nicht anders schreiben. Denn in diesen Gottesdiensten ist wirklich spürbar, dass das Reich Gottes mitten unter uns ist. Ich weiß natürlich genau, dass die Kirche nicht immer so voll ist, wie wenn der Landesbischof kommt. Und auch die Kirchenmusik kann nicht jedes Mal so besonders sein. Aber auch an besonderen Tagen zeigt sich die Kraft unserer Gemeinden, zeigt sich die Kraft unserer Botschaft. Die Menschen, die sich zu solch besonderen Gottesdiensten versammeln, gibt es ja wirklich. Sie engagieren sich für ihre Kirchengemeinde und – ob nun jede Woche oder zu besonderen Gelegenheiten – sie kommen zusammen, weil sie die Kraft spüren, die von der Botschaft des Evangeliums ausgeht.

Ich habe vor einem Jahr die Vision einer authentischen öffentlichen Kirche beschrieben, die ausstrahlt, wovon sie spricht. Ich habe diese Kirche im vergangenen Jahr immer wieder erlebt. Hier in unserer Landessynode und auch in der EKD-Synode und bei vielen Besuchen in den Regionen Bayerns habe ich eine Gemeinschaft erlebt, die von wechselseitigem Respekt, von

Frömmigkeit, von Engagement für die Welt und von Lebensfreude geprägt ist. Und auch in den schwierigen Konfliktthemen, die das Zeug hätten, uns voneinander zu trennen, haben wir es geschafft, beieinander zu bleiben. Weil die Kraft Jesu Christi stärker ist als die Fliehkräfte. Weil die Gebete, die wir sprechen, die Lieder, die wir auf Synoden oder in Landeskirchenratssitzungen besonders kräftig singen, ihre Wirkung haben, uns immer wieder der festen gemeinsamen Basis versichern, die unser Leben so reich macht.

Und bei dieser Synode dürfen wir nun einen Aspekt dieser Gemeinschaft feiern, der ihren Reichtum in besonderer Weise deutlich macht und zum Reich-Gottes-Zeichen für die Welt als ganze wird.

## **Tansania und ökumenische Kirchenpartnerschaft**

Unsere Partnerschaft mit Tansania steht für eine Kirche, die die Grenzen von Nationen, Kontinenten und Kulturen überwindet und die verschiedenen kontextuellen Erfahrungen ihrer Glieder nicht zuerst als Hürde erfährt, sondern als Quelle der Bereicherung. Die Erfahrungen, die wir mit dieser Partnerschaft ebenso wie mit anderen weltweiten Kirchenpartnerschaften machen, sind für mich ein Grund, dankbar dafür zu sein, wie Gott sein Volk durch die Zeiten führt. Im 19. Jahrhundert wollten Missionare aus Europa den Menschen in Afrika und anderen Kontinenten das Evangelium bringen. Dabei haben einige neben vielem Positiven auch manchmal das Evangelium mit der westlichen Kultur verwechselt und damit gewollt oder ungewollt auch fragwürdigen politischen Zielen gedient. Der Begriff „Mission“ ist dadurch bis heute negativ belastet. Aber wir haben in der Kirche gelernt. Als Folge eines neuen Hinhörens auf das Evangelium sind paternalistische Missionskonzepte kritisch in Frage gestellt worden. Die biblische Vision von den gleichberechtigten Gliedern um den einen Herrn hat uns als die Kirchen, die die Missionare ausgesandt haben, Demut gelehrt. Wir haben gemerkt, wie sehr wir selbst auf Mission angewiesen sind. Und wir haben in den vielen Begegnungen mit unseren Partnerkirchen gespürt, wie sehr wir ihre Glaubenskraft als Quelle der Inspiration für uns selbst brauchen.

Wir haben unser Verständnis von Mission weiterentwickelt und gemerkt, dass Mission zuallererst die Mission Gottes ist, in die wir Menschen hineingenommen werden. Durch Gottes Sendung in die Welt erfahren wir sein Reich mitten unter uns. Solche Reich-Gottes-Erfahrung zeigt sich, wenn Menschen zum Glauben finden. Und sie zeigt sich, wenn in der Welt das wächst, was Jesus in so vielen kraftvollen Gleichnissen des Himmelreichs vor Augen gemalt hat: eine gerechte Welt, in der alle genug zum Leben haben, die Überwindung von Gewalt, die Versöhnung stiftet und ein Verhältnis zur Natur, das ihren Charakter als Schöpfung Gottes wirklich ernst nimmt und daher aufhört, sie zu zerstören. Es ist deswegen eine Vertiefung theologischer Einsicht, wenn wir heute auch im Hinblick auf den Missionsbegriff Frömmigkeit und Politik nicht mehr gegeneinander ausspielen, sondern als zwei Seiten der einen Medaille sehen. Genau dieses Verständnis von Mission wird auch in unserem Partnerschaftswerk „Mission EineWelt“ in Neuendettelsau deutlich. Durch die Fusion des kirchlichen Entwicklungsdienstes und des Missionswerkes sind seit fünf Jahren Partnerschaftsarbeit und Entwicklungsprojekte, einschließlich der politischen Arbeit hier bei uns in Bayern, untrennbar miteinander verknüpft.

Das alles prägt auch unsere Partnerschaft mit der Evangelical Lutheran Church in Tansania (ELCT). Ich freue mich sehr, dass ihr leitender Bischof Dr. Alex Malasusa mit seiner ganzen

Delegation uns zu dieser Synode die Ehre gibt und uns gestern im Eröffnungsgottesdienst gepredigt hat. Die Partnerschaft ist ein Riesenschatz für unsere Kirche und weit darüber hinaus. Davon konnte ich mich überzeugen, als ich Ende März dieses Jahres mit einer kleinen Delegation dorthin aufbrach, um meinen Antrittsbesuch zu machen. In fünf Tagen besuchten wir in der Gegend um Arusha und Moshi in Nord-Tansania zahlreiche Einrichtungen die für unsere Partnerschaft eine besondere Bedeutung haben. Ich werde diesen Besuch nie vergessen. Es waren nicht nur die überwältigende Gastfreundschaft und Herzlichkeit, mit der wir empfangen wurden. Es waren nicht nur die eindruckliche Landschaft und die fröhlichen Menschen, die wir erlebt haben. Es war vor allem das tiefe Gefühl, dass diese Partnerschaft nicht nur auf dem Papier steht, dass sie nicht nur der Spielplatz eines ökumenischen Jet-Sets kirchenleitender Menschen ist, die gerne andere Länder sehen, sondern, dass sie zuallererst eine Partnerschaft der Gemeinden und Dekanate ist und von der direkten Begegnung dieser Menschen lebt. Überall sind mir Grüße an ganz bestimmte Personen aus bayerischen Gemeinden aufgetragen worden.

In Moshi wurden wir von den Diakonissen von Ushirika wa Neema empfangen, deren Tracht uns wegen ihres Augsburger Diakonissen-Mutterhauses wohl vertraut war. Und es hat mich bewegt, vor dem Rohbau der neuen Gebäude für das von ihnen betriebene Kalali-Waisenhaus zu stehen, die mit Unterstützung der fränkischen Gemeinden Merkendorf und Sommersdorf-Thann gebaut werden, und mir die Adventsbasare und Tombolas vorzustellen, mit deren Erträgen sie finanziert werden können. Oder in einem Zahnarztstuhl im Krankenhaus Machame in Moshi zu sitzen, der vom Dekanat Bayreuth gespendet wurde.

Und kaum war ich wieder zu Hause, zeigte mir anlässlich eines Gottesdienstes dort der Kemptner Dekan ein Sonderheft des Gemeindebriefes mit Bildern vom Partnerschaftsbesuch aus Tansania. Auf der ersten Seite war ein Bild von einer jungen Dame, die ich dort kennen gelernt habe: sie hatte den Chor in dem Massai-Gottesdienst geleitet, in dem ich am Sonntag zuvor in einer Lehmkirche in der Steppe in der Nähe von Arusha gepredigt hatte. Und als ich die Seite umblätterte, lachte mir ein junger Mann auf einem Allgäuer Alpengipfel mit einem Schneeball auf dem Kopf entgegen. Es war der Leiter der Evangelistenschule, mit dem ich mich wenige Tage zuvor intensiv ausgetauscht hatte.

Es ist ein Zeichen der Hoffnung, wenn wir in einer globalisierten Welt, deren Bild viel zu oft maßgeblich von Wirtschaftsmeldungen über Handelsbilanzen und Börsenkursen geprägt ist, erleben dürfen, wie vor Ort verwurzelte Menschen aus unterschiedlichen Kontexten zusammenkommen und Freunde werden. Ein Zeichen der Hoffnung, dass der Globalisierung der Wirtschaft auch die Globalisierung der Menschlichkeit folgen kann. Menschen aus so unterschiedlichen Kontexten in dieser Weise zu verbinden, darin ist die Kirche richtig stark. Weil sie die Menschen um den einen Herrn Jesus Christus herum versammelt.

Ich habe bei meinem Tansania-Besuch einmal mehr verstanden, warum katholische Theologen von der Kirche als "Sakrament für die Welt" sprechen. Wir können wirklich zum Sauerteig für die Welt werden, wenn wir auch im Hinblick auf unsere weltweite Gemeinschaft ausstrahlen, wovon wir sprechen. Das ist genau, was ich erlebt habe.

Es hat in diesem Jahr vielfältige Gestalt gehabt. Einige Beispiele seien wenigstens genannt:

Nach der Reise nach Tansania Ende März bis Anfang April nahm ich an dem Treffen der europäischen lutherischen Kirchenleitungen in Ostrava an der tschechisch-slowakischen Grenze teil. Thema war unter anderem das Reformationsjubiläum. Wir waren uns einig, dass es ein gemeinsames europäisches, ja weltweites Jubiläum ist. Im Juni hatte ich anlässlich des

Erdgipfels Rio plus 20 die Gelegenheit zur Begegnung mit unserer lutherischen Partnerkirche in Brasilien und besuchte ein Projekt in einem Stadtteil von Rio, in dem mit Hilfe der lutherischen Diakonie durch Drogen gefährdete Jugendliche Samba und Break Dance lernen und so wieder in die Gemeinschaft zurück finden. Im Juli konnte ich in Uppsala an der Einführung von Ake Bonnier, dem neuen Bischof unserer lutherischen Partnerdiözese Skara in Schweden teilnehmen und dabei erleben, dass es dort auch lutherische Bischöfinnen mit Mitra und Stab gibt. Bischöfliche Amtsschwestern mit Mitra und Stab! Das gefällt mir! Im September nahm ich an der Vollversammlung der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa in Florenz teil und erlebte, dass das Wort „Gemeinschaft“ nicht nur im Namen steht. Im Oktober feierten wir in Nürnberg 20 Jahre Partnerschaft mit der lutherischen Kirche in Ungarn – eine Ode an die Kraft menschlicher Beziehungen und eine eindrucksvolle Demonstration, wie die Einheit Europas auch tatsächlich gelebt werden kann. Und schließlich jetzt im November ein Kurz-Besuch in Athen bei den Kirchen in Griechenland, von dem gleich noch die Rede sein wird.

Aber die Weltkirche kam auch zu mir ins Bischofsbüro, etwa durch den Besuch der Teilnehmer der Sommerakademie von Mission EineWelt aus allen Kontinenten oder auch das Spontanreffen mit einer tansanischen Besuchsgruppe der evangelischen Jugend des Dekanatsbezirks Weilheim in meinen Amtsräumen. Oder in Gestalt des Präsidenten der äthiopischen Mekane-Yesus-Kirche, der größten lutherischen Kirche Afrikas.

Viele dieser Begegnungen waren nur möglich, weil unsere Kirche die Finanzmittel hat, um Menschen aus anderen Kontinenten und materiell armen Kirchen zu unterstützen, die sich die Flugtickets selbst nicht leisten könnten. Ich habe immer wieder daran gedacht, welchen Segen es nicht nur für uns in Bayern bedeutet, dass wir durch unser Finanzierungssystem über Kirchensteuern diese Möglichkeiten haben. Und ich nehme gerne die völkerverbindende und friedensstiftende Wirkung dieser dadurch möglichen ökumenischen Aktivitäten exemplarisch zum Anlass, um an dieser Stelle allen Menschen in Bayern, die mit ihren Kirchensteuern die Arbeit unserer Kirche unterstützen, von ganzem Herzen zu danken.

## **Lutherische Identität auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017**

Die Partnerschaften zu lutherischen Kirchen überall auf der Welt finden ihr einigendes Band im Lutherischen Weltbund. Über den Lutherischen Weltbund und die Pflege der lutherischen Tradition weltweit haben sich viele Beziehungen ergeben, die unser Gefühl, gemeinsam Kirche zu sein, stärken. Das Reformationsjubiläum 2017 ist dafür eine zusätzliche Grundlage. Bei allen Konferenzen auf deutscher wie auf weltweiter Ebene waren wir uns einig, dass lutherische Identität ihre Stärke nicht aus der Abgrenzung gewinnt. Das Reformationsjubiläum soll deswegen weder protestantischer Selbstbespiegelung dienen, noch zum Heldengedenken werden. Die dunklen Seiten Martin Luthers, insbesondere seine antijudaistischen Ausfälle, sollen ebenso Thema sein wie das Leid, das aus der Kirchenspaltung und den sich anschließenden Konfessionskriegen entstanden ist. Ich unterstütze daher ausdrücklich die Idee, anlässlich der 500-jährigen Wiederkehr des Auftakts zur Reformation gemeinsam mit der römisch-katholischen Kirche im Hinblick auf das dadurch verursachte Leid ein Schuldbekenntnis abzulegen. Ich halte überhaupt nichts davon, nun im Hinblick auf das Jahr 2017 einen Streit um die richtige Terminologie auszutragen. Natürlich ist 2017 für uns ein Jubiläum, denn wir sind dankbar für eine kraftvolle lutherische Tradition, die uns durch ihre Rechtfertigungslehre wie viele andere Traditionen bis heute eine wichtige Hilfe für das

Erschließen der frohen Botschaft des Evangeliums ist. 2017 ist aber nicht nur Jubiläum. Denn es gibt nicht nur Grund zu feiern, sondern auch Grund, sich des eigenen Versagens, der eigenen konfessionalistischen Engstirnigkeit und der eigenen Lernverweigerung bewusst zu werden. Deswegen ist es genauso richtig, vom Gedenken zu sprechen, wie das die römisch-katholische Schwesterkirche uns nahelegt. Wir sind gerne evangelisch, wir sind gerne lutherisch. Und genau deswegen sind wir leidenschaftlich ökumenisch. Denn das lutherische Erbe weist uns auf den einen Herrn der einen heiligen katholischen und apostolischen Kirche. Und wenn ich sage „der katholischen“ Kirche, dann ist das eben keine Konfessionsbezeichnung, sondern bezeichnet die allgemeine und universale Gemeinschaft um Christus, zu der wir berufen sind. Die Authentizität der Kirche steht immer in ökumenischem Horizont! Die sehr gelungene Kundgebung der EKD-Synode zum Schwerpunktthema „Reformationsjubiläum“, ermutigt ausdrücklich zur Ökumene:

„Die Synode ermutigt die Kirchen, im innerevangelischen und ökumenischen Gespräch die gewachsenen Gemeinsamkeiten ebenso herauszustellen wie die bleibenden Verletzungen einzugestehen. Uns eint mehr, als uns trennt. Christus als Herr der Welt für das 21. Jahrhundert zu verkündigen, ist die gemeinsame Aufgabe der ganzen Christenheit.“

Sie trifft zudem eine Feststellung, die auf eine ökumenische Erfolgsgeschichte hinweist, die uns kaum noch bewusst ist: „Das Reformationsjubiläum 2017 wird die erste Jahrhundertfeier sein, bei der die evangelischen Kirchen aufgrund der 1973 geschlossenen Leuenberger Konkordie untereinander in Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft stehen.“ Dass reformierte, unierte und lutherische Kirchen miteinander das Abendmahl feiern, ist so selbstverständlich geworden, dass uns kaum noch bewusst ist, dass es früher einmal anders war. Irgendwann, darauf hoffen wir, wird das auch im Hinblick auf das Verhältnis zwischen evangelischer Kirche und katholischer Kirche so sein!

Umso bemerkenswerter ist eine Entwicklung, die für viele während der EKD-Synode überraschend kam. Während der kurz zuvor tagenden VELKD-Synode entstand nicht zuletzt durch die Voten bayerischer Synodaler eine Dynamik, die sich als äußerst zukunftssträchtig erweisen könnte. Das Verbindungsmodell zwischen den drei evangelischen Kirchenbünden VELKD, UEK und EKD – so die sich abzeichnende Meinung – soll weiterentwickelt werden. Dazu ist es zunächst nötig, die mit dem Verbindungsmodell erreichte Situation genau zu analysieren. Nach diesen Evaluationen der VELKD und der EKD und den Konsultationsprozessen in den Gliedkirchen könnte es zur Bildung einer neuen EKD kommen, in der die verschiedenen evangelischen Traditionen ihren gemeinsamen Ort haben. Während noch vor zwei Jahren die anderen evangelischen Kirchen es abgelehnt haben, die Confessio Augustana in einen bundesweiten Bekenntniskanon aufzunehmen, zeichnen sich nun gute Chancen dafür ab. Umgekehrt hat in den lutherischen Kirchen ein intensives Nachdenken über die Frage begonnen, ob bzw. wie die Barmer Theologische Erklärung, die ja schon jetzt in unserem bayerischen Gesangbuch enthalten ist, in die lutherischen Kirchenverfassungen aufgenommen werden kann, so wie das die neue Nordkirche getan hat. Ich mache keinen Hehl daraus, dass ich das persönlich sehr begrüßen würde. Denn ihre leidenschaftliche Fokussierung auf Jesus Christus als das eine Wort Gottes, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben, hat nichts von ihrer Aktualität verloren.

Als die Delegierten der Barmer Synode 1934 zu ihrer Bekenntnissynode zusammenkamen, blieben sie von der Gestapo unbehelligt. Man hatte bei den nationalsozialistischen Sicherheitskräften die Einschätzung gewonnen, dass sich reformierte, unierte und lutherische

Kirchen ohnehin nicht einigen würden. Auch unter den Delegierten war der Optimismus nicht besonders groß. Der Heilige Geist hat alle überrascht. Ich traue es dem Heiligen Geist zu, dass er auch die evangelischen Kirchen in Deutschland zu einer intensiveren Zusammenarbeit führt. Dass die lutherische Tradition mit ihren ganz besonderen Stärken, etwa in der liturgischen Arbeit oder den ökumenischen Beziehungen, dabei nicht einfach in ein gemeinsames Ganzes aufgeht, sondern als Teil des gemeinsamen evangelischen Reichtums weiter gepflegt wird, ist für mich dabei genauso klar. Ich will es einmal so auf den Punkt bringen: Man sollte der EKD mehr lutherische Tradition gönnen. Aber eben nicht im Sinne einer lutherischen Identität aus der Abgrenzung, sondern im Sinne eines begeisterten Einbringens des Reichtums dieser Tradition in unsere gemeinsame evangelische Kirche, das uns umso mehr in die Lage versetzt, der Welt ein kraftvolles Zeugnis des Evangeliums zu geben. Das ist eine Vision auf die es sich einzulassen lohnt!

Dass die Welt das Zeugnis des Evangeliums braucht, lässt sich an vielen Themen deutlich machen, die gegenwärtig öffentlich diskutiert werden. Zu den dringlichsten gehört das Thema, das uns auch bei dieser Synode zum wiederholten Male beschäftigen wird.

## **Umwelt- und Klimarbeit als Ausdruck der Verantwortung für die Schöpfung**

Dass uns das Thema Umwelt – das man eigentlich weniger anthropozentrisch als „Mitwelt“ bezeichnen müsste – und ökologische Umorientierung der Wirtschaft nun innerhalb weniger Jahre zum dritten Mal beschäftigt, ist mehr als angemessen. Zum einen, weil es zeigt, dass wir unsere eigenen Selbstverpflichtungen zu diesem Thema ernst nehmen und ihre Erfüllung überprüfen. Und zum anderen, weil es kaum ein Thema gibt, das dringlicher ist für die gegenwärtige Situation der Menschheit und ihrer Zukunft.

Am heutigen Tag – während wir hier tagen – beginnt in Doha im Emirat Katar die internationale Klimakonferenz, die den Weg bahnen soll für eine Fortsetzung des Kyoto-Protokolls. Die EU sollte einen besonderen Akzent setzen und andere mitziehen, indem sie ihr Klimaziel bis zum Jahr 2020 von 20 auf 30 Prozent weniger Emissionen im Vergleich zu 1990 erhöht. Derzeit liegt die EU schon bei 18 Prozent. Das zeigt, dass wir manchmal sogar mehr schaffen können als allgemein für möglich gehalten wird.

Verschiedene wissenschaftliche Expertisen haben in den letzten Jahren diese Dringlichkeit unterstrichen, vom neuen Bericht des Club of Rome (*2052. Der neue Bericht an den Club of Rome: Eine globale Prognose für die nächsten 40 Jahre*) über verschiedene Berichte des Nachhaltigkeitsrats der Bundesregierung bis hin zur entsprechenden Studie des World Wildlife Funds (*Living Planet Report*) sind sie übereinstimmend zu dem Ergebnis gekommen, dass es einer radikalen ökologischen Umorientierung der Wirtschaft bedarf, wenn wir auch in Zukunft gut leben wollen.

Die WWF-Studie stellt fest: Wenn wir unseren gegenwärtigen Lebensstil so weiterpflegen und auch den armen Ländern zubilligen, sich zu entwickeln, dann brauchen wir im Jahr 2030 eine weitere Erde. Die haben wir aber nicht. Wir stehen vor der großen Aufgabe, neu zu definieren, was wir unter „Wohlstand“ verstehen wollen. Ist es Wohlstand, wenn wir uns die große Fernreise leisten können? Ist es Wohlstand, wenn wir neue Möbel kaufen, obwohl die alten eigentlich noch gut sind oder neue Kleider kaufen, obwohl der Kleiderschrank schon voll ist??



Oder ist es viel mehr Wohlstand, wenn wir wieder Zeit haben füreinander, wenn wir am Wochenende nicht arbeiten müssen, sondern mit den Freunden einen Ausflug machen können? Das alles sind offene Fragen, die jeder und jede, je nach Vorlieben, vielleicht auch unterschiedlich beantworten wird. Aber wir müssen uns ihnen stellen. Wir stehen vor der Aufgabe, den Wohlstand so neu zu definieren und die wirtschaftlichen Mechanismen so zu verändern, dass unser gutes Leben nicht länger auf der Zerstörung der Erde beruht.

Maßstab für alle politischen Entscheidungen, die die Zukunft betreffen, muss sein: Tragen sie zu einer Wirtschaft bei, die jedem Menschen einen gleichen Anteil an den natürlichen Ressourcen ermöglicht und in gleicher Weise die natürlichen Lebensgrundlagen bewahrt?

Der Rat der EKD und die Deutsche Bischofskonferenz haben in einer gemeinsam veröffentlichten Erklärung zu dem Gipfel Rio plus 20 festgestellt:

„Für uns Christen geht es bei Fragen von Umwelt und Entwicklung immer zugleich um den Menschen als Gottes Ebenbild und um die Bewahrung der uns von Gott anvertrauten Schöpfung. Die ethischen Grundlagen des Leitbilds der nachhaltigen Entwicklung finden im Schöpfungsglauben sowie in der biblischen Vision der Gerechtigkeit eine tiefe Verankerung. Die Deutsche Bischofskonferenz und der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland erwarten daher, dass auch die diesjährige Rio-Konferenz am Prinzip der Nachhaltigkeit anknüpft. Für eine zukunftsgerechte Gesellschaftsgestaltung müssen ökonomische Prozesse sozial und ökologisch verträglich gestaltet werden.“

Ökologie und Gerechtigkeit wird eng miteinander verbunden:

„Umweltschutz auf der einen und Armutsbekämpfung sowie soziale Gerechtigkeit auf der anderen Seite müssen ... die Leitplanken für eine nachhaltige Wirtschaft bilden. Eine ökologisch-soziale Marktwirtschaft gründet auf Wertentscheidungen der Gesellschaft, die sich an den Bedürfnissen der Menschen und an sozialen und ökologischen Zielvorstellungen orientieren. Ohne einen solchen politischen Ordnungsrahmen greift auch das Konzept einer „grünen Wirtschaft“ zu kurz.“

Man wird sagen müssen, dass der Rio-Gipfel genau deswegen ein so unbefriedigendes Ergebnis brachte, weil man sich nicht an diesen Leitplanken orientierte. Die armen Länder konnten den notwendigen hohen Umweltstandards für eine globalisierte Wirtschaft nicht zustimmen, weil sie mit ihren sich entwickelnden Wirtschaften an diesen Standards ohne weltweiten Ressourcenausgleich nur hätten scheitern können. Sie wären gegenüber den weit entwickelten Ländern mit ihren ausgereiften Umwelttechnologien wie Deutschland einmal mehr die Verlierer gewesen. Nur wenn es gelingt, die ärmeren Länder dazu in die Lage zu versetzen, bei einer globalisierten Wirtschaft mit hohen Umweltstandards mitzuhalten, wird die nächste Konferenz erfolgreicher sein.

Dass es dabei nicht um Barmherzigkeitsleistungen geht, sondern um ökologische Gerechtigkeit, wird deutlich, wenn wir den gegenwärtigen Stand der pro-Kopf-Emissionen von CO<sub>2</sub> weltweit vergleichen: Die USA verbrauchen 17 t CO<sub>2</sub>, Deutschland knapp 10 t, China rund 5 t, der weltweite Durchschnitt sind 4 t, das ökologisch verträgliche Maß wären 2 t. Tansania hat einen pro-Kopf-Verbrauch von unter 0,2 t. Man wird sagen müssen, dass wir mit unserem Wohlstandsmodell und der dadurch entstandenen Veränderung des Klimas den armen Ländern eine Hypothek aufgebürdet haben, die ihre Entwicklung schwer belastet. Dürreperioden in Tansania werden schon jetzt auf den Klimawandel zurückgeführt. Wenn wir zur Bewältigung

der damit verbundenen Herausforderungen finanzielle Ressourcen dorthin transferieren, geht es nicht um Barmherzigkeit, sondern um Gerechtigkeit.

Wer sagt, all solche Dinge seien nicht bezahlbar, der sei auf die Stern-Studie zu den Kosten des Klimawandels hingewiesen. Nicholas Stern, ehemaliger Chefökonom der Weltbank, hat errechnet, dass die Folgen des Klimawandels zwischen fünf und 20 Prozent des weltweiten Bruttoinlandsprodukts auffressen könnten, vergleichbar mit den Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise in den dreißiger Jahren. Kosten in einer Größenordnung bis zu 3,68 Billionen Britische Pfund (rund 5,5 Billionen Euro), so hat Stern hochgerechnet, kämen auf die Menschheit zu, wenn nichts gegen den Klimawandel unternommen werde. In dem Fall würde bis Ende des Jahrhunderts die globale Durchschnittstemperatur um fünf Grad Celsius ansteigen. Die Ökonomen um Stern mahnen, dass schon jetzt rund ein Prozent des globalen Bruttoinlandsprodukts - etwa 270 Milliarden Euro jährlich - ausgegeben werden müsse, um dem Klimawandel entgegenzuwirken.

Die Folgerung ist aus meiner Sicht klar: Wir können gar nicht ehrgeizig genug sein, wenn es um Wege zur ökologischen Umorientierung unserer Gesellschaft geht. Der Beschluss zum Ausstieg aus der Atomenergie hier in Deutschland war richtig. Es ist unverantwortlich, den eigenen Lebensstil darauf zu gründen, dass Menschen noch in Tausenden von Jahren mit dem daraus resultierenden Abfall und mit allen seinen Gefahren umzugehen haben. Umso wichtiger ist es, dass die damit verbundene Energiewende auch wirklich gelingt. Wir haben jetzt die Chance, der Welt zu zeigen, dass ein hoch industrialisiertes Land in der Lage ist, seine Wirtschaft auf eine Energieform umzustellen, die sich mit der Bewahrung der Natur vereinbaren lässt. Unser ökologischer Ehrgeiz darf keine Grenzen haben. Die besten Ingenieure und die am besten qualifizierten Forscherinnen müssen auf das Gelingen dieser Energiewende angesetzt werden. Und wir als die Menschen in diesem Land müssen sie auch innerlich mit vollziehen. Wer viele Jahre lang den ökologischen Umbau der Wirtschaft gefordert hat, kann die Politikerinnen und Politiker jetzt nicht allein lassen, wenn es um die Umsetzung geht - und zwar auch dann, wenn es unbequem wird.

Wir als Kirchen, davon bin ich überzeugt, haben bei der sozialkulturellen Umorientierung, auf die auch die politischen Veränderungen angewiesen sind, eine Schlüsselrolle, denn unsere Botschaft erreicht nicht nur die Köpfe, sondern auch die Herzen. Und wir können mit unserem persönlichen Lebensstil vorangehen. Die ökumenische Erklärung zum Rio-Gipfel stellt dazu fest:

„Unsere Verantwortung für die Schöpfung und für unsere Nächsten ruft uns selbst zu einer Umkehr in unserem Denken und Handeln und zur Abkehr von alten Lebensmustern. Nachdrücklich begrüßen wir die vielen Initiativen in unseren Gemeinden und Einrichtungen, die sich für einen nachhaltigen Lebensstil z. B. im Bereich Energie, Mobilität, Ernährung, Konsum und in anderen Bereichen einsetzen. Diese Initiativen tragen dazu bei, dass wir selbst glaubwürdiger in unseren Forderungen an die Politik werden. Unser Glaube hilft uns, „gut leben“ und „viel haben“ zu unterscheiden und uns in eine „Ethik des Genug“ und in eine „Tugend des Maßhaltens“ einzuüben. Wir sind überzeugt: Ohne einen nachhaltigen Lebensstil werden wir nicht zu der nötigen Transformation zu einer zukunftsfähigen Gesellschaft beitragen können.“

Ich danke im Lichte dieser Worte ausdrücklich dem Landessynodalausschuss, Synodalpräsidentin Dr. Dorothea Deneke-Stoll und dem Beauftragten für Umwelt- und Klimaverantwortung Dr. Wolfgang Schürger für die Handreichung "Fair handeln. Nachhaltig

leben. Eine kirchliche Handreichung mit Checklisten zum verantwortlichen Einkauf“, die genau dieses Anliegen aufgreift und uns allen konkrete Orientierungen gibt, wie wir unseren Worten persönlich Taten folgen lassen können.

All diese Aktivitäten ebenso wie die Maßnahmen, die die Landeskirche seit unserer Klimasynode in Bad Windsheim ergriffen hat und von denen bei dieser Synode noch die Rede sein wird, zeigen, dass wir unsere Verantwortung als Kirche ernst nehmen. Diese Aktivitäten sind keine Last. Sie sind Teil einer Vision, die motiviert. Wenn wir es geschafft haben werden, die Wirtschaft so umzugestalten, dass wir und Andere mit uns gut leben können, ohne die Natur zu zerstören, werden wir glücklichere Menschen sein!

## Europa und die Schuldenkrise

Heute vor einer Woche bin ich mit einer kleinen Delegation des Weltkirchenrats in Athen gewesen, um in Gesprächen u.a. mit dem stellvertretenden griechischen Außenminister und dem Erzbischof von Athen und anderen Gesprächspartnern der orthodoxen Kirche Griechenlands über die politische und soziale Lage dort zu sprechen und durch Besuche von Gemeinden und Sozialeinrichtungen vor allem die Situation der Menschen dort besser zu verstehen. Ich bin der Einladung des Generalsekretärs der Weltkirchenrats Olaf Fykse Tveit gerne gefolgt, an der Delegation teilzunehmen, der neben dem Generalsekretär auch der Präsident der Konferenz Europäischer Kirchen, Metropolit Emmanuel aus Frankreich, und der frühere Vorsitzende der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa, Thomas Wipf aus der Schweiz, sowie die Präsidentin des Weltkirchenrats für Europa, Mary Tanner aus England, angehörten. Dass der Delegation auch ein deutscher Bischof angehörte, war dem Weltkirchenrat besonders wichtig. Denn Anlass für die Reise war nicht zuletzt die zunehmende Besorgnis über die wachsenden antideutschen Gefühle in Griechenland und umgekehrt die zuweilen demütigenden Aussagen deutscher Boulevardzeitungen über „die Griechen“. Die Reise sollte erkunden, inwieweit die Kirchen als Kraft der Versöhnung in einer Situation zunehmender Ressentiments und emotionaler Zwietracht zwischen den Völkern Europas wirken könnten.

Das Gespräch mit dem Erzbischof von Athen und ganz Griechenland Hieronymus war sehr offen und machte gerade mich als den Deutschen in der Delegation betroffen. Der Erzbischof brachte seine Bitterkeit zum Ausdruck angesichts der Kommentare über die Griechen, die aus Deutschland zu hören seien. Er begann, indem er seine Liebe zu Deutschland und besonders Bayern zum Ausdruck brachte, wo er studiert hat – in Regensburg und in München. Umso mehr tun ihm Kommentare weh, in denen die Griechen als Faulenzer und Lebemänner dargestellt werden. Wenige Tage vor unserem Besuch hatte ein deutscher Politiker bei einem Besuch in Thessaloniki gesagt: wofür ihr Griechen 3000 Leute braucht, dafür brauchen wir Deutsche nur 1000 Leute. Man versteht leider in Deutschland nicht immer, wie demütigend solche Worte für die Menschen in Griechenland wirken, die sowieso am Boden sind. Zur selbstkritischen Erneuerung der griechischen Gesellschaft tragen sie ganz bestimmt nicht bei.

Nach dem Gespräch mit dem Erzbischof sind wir zu einem Armenspeisungsprojekt der Orthodoxen Kirche gefahren. Neben einer der Hauptstraßen in der Innenstadt in einem Hof bekommen jeden Tag 1500 Menschen ein warmes Mittagessen, ausgegeben von Ehrenamtlichen. Früher waren die Empfänger hauptsächlich illegale Einwanderer, jetzt sind es schon zu einem Drittel Griechen, die oft eher wie Menschen aus der Mittelklasse aussehen. Durch die Sparmaßnahmen rutschen immer mehr Leute ab. Wir sehen im Fernsehen nur die Demonstrationen – diese Realität sehen wir meist nicht. Allein im Raum Athen gibt die Kirche

jeden Tag 12 000 Mittagessen aus. In ganz Griechenland sind es täglich 250 000. Eine Kirchenmitarbeiterin hat mir erzählt, dass die Selbstmordrate sprunghaft angestiegen sei.

Das alles kann natürlich kein Argument dagegen sein, dass sich in Politik und Gesellschaft Grundlegendes ändern muss, damit die Zukunft Griechenlands in der Währungsgemeinschaft gesichert werden kann und das Land wirtschaftlich wieder auf die Beine kommt. Aber es ist wichtig für uns zu wissen – sowohl im Hinblick auf die Art, wie die Debatte darum geführt wird als auch im Hinblick auf die Zeit, die dieses Land bekommt –, um diesen Prozess erfolgreich zu durchlaufen. Unser ökumenischer Besuch hat jedenfalls das Gefühl der Verbundenheit mit den Menschen in diesem Land gestärkt. Und ich kann nur hoffen, dass die *Kirchen* der verschiedenen Länder Europas zum inneren Band werden können, das auch die *Völker* verbindet.

Inmitten der Krise hat Griechenland auch noch mit einer weiteren Herausforderung zu kämpfen, die mir in ihrer Dimension nicht bewusst war. Nach den Dublin-Abkommen ist für Flüchtlinge, die nach Europa kommen, das Land verantwortlich, in dem sie nach Europa eingereist sind. Für Griechenland gilt das wegen seiner Lage in besonderer Weise. Niemand weiß genau, wie viele illegale Flüchtlinge sich in Griechenland aufhalten. Aber die Kirche kümmert sich intensiv um sie. Sie gibt ihnen Notunterkünfte, gibt vielen von ihnen jeden Tag Essen und sorgt für medizinische Hilfe. Es hat mich sehr beeindruckt, wie ernst die griechische orthodoxe Kirche auch in schwieriger Situation die biblische Überzeugung nimmt, dass der Mensch zum Bilde Gottes geschaffen ist.

Was im Fall Griechenland in Europa zu beobachten ist, ist weltweit in zahlreichen anderen Ländern zu sehen. Trotz großer eigener Probleme haben diese Länder Zahlen von Flüchtlingen zu integrieren, die unsere bei weitem übersteigen. In Südafrika, einem Land mit 44 Mill. Einwohnern sind es mehrere Millionen.

Obwohl die Zuwanderung bei uns auch nicht im Entferntesten diese Dimensionen hat, ist die Flüchtlingspolitik bei uns zunehmend zum politischen Streitthema geworden.

## **Die Nahen und die Fernen – Die Verantwortung der Kirchen angesichts der Asyldebatte**

Während meines gesamten ersten Amtsjahrs hat mich die Diskussion um die Asylpolitik begleitet. Schon im letzten Jahr erreichten mich immer wieder Hilferufe von Menschen aus Kirche und Diakonie, die in den entsprechenden Einrichtungen mit Flüchtlingen arbeiten und die Situation dort als menschenunwürdig beurteilten. In Zirndorf hat sich die Lage nach einer zeitweisen Verbesserung nun erneut in einem vorher nicht gekannten Maß zugespitzt. Anderswo sind die Unterbringungsprobleme nicht viel weniger gravierend. Ich habe protestierende Flüchtlinge in Bamberg besucht. Und ich habe in verschiedenen Phasen in Gesprächen mit der Staatsregierung, aber auch mit Regierungspräsidenten und Kommunalpolitikern, die jeweils vor Ort in der Verantwortung stehen, das Thema angesprochen. Immer wieder habe ich dabei die Erfahrung gemacht, dass viel guter Wille da ist, aber die jeweils Einzelnen von der Situation überfordert sind. Das hat in mir den Eindruck verstärkt, dass wir dringend ein langfristiges Konzept brauchen, wie wir mit Flüchtlingen in der Zukunft umgehen. Ein solches Konzept muss auch die Gebäudekapazitäten einschließen, die nötig sind, um auch kurzfristig auf den Anstieg von Flüchtlingszahlen zu reagieren, ohne dass menschenunwürdige Zustände entstehen.

Um dieses Anliegen zu unterstreichen, will ich wenigstens kurz deutlich machen, dass es sich um kein Nebenthema handelt, aus dem sich die Kirche auch heraushalten könnte, sondern um ein Kernthema der biblischen Überlieferung.

Die Aufnahme des Fremdlings wird im Neuen Testament als integraler Teil der unlöslichen Verbindung von Gottes- und Nächstenliebe interpretiert. Deswegen ist in der berühmten Vision vom Weltgericht der Umgang mit dem Fremdling ein Prüfstein für den Umgang mit Christus selbst: „Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen...“ (Mt 25,35). Zu Recht nimmt diese Spitzenaussage bei allen theologisch-ethischen Überlegungen zu Flucht und Migration einen zentralen Rang ein. Denn sie macht deutlich, dass ethische Fragen nicht von Glaubensfragen getrennt werden können, sondern beides aufeinander bezogen werden muss.

Wenn der unlösliche Zusammenhang zwischen Gottesbeziehung und Beziehung zum Anderen deutlich ist, dann wird auch klar, warum das Gebot zum Schutz des Fremdlings alles andere als ein moralistisch überforderndes Gesetz ist, an dem wir nur scheitern können. Es gibt kaum ein anderes Gebot in der Bibel, in dem das an nahezu allen Stellen, an denen es auftaucht, so nachdrücklich deutlich gemacht wird. Die Geltung dieses Gebots zum Schutz des Fremdlings wird nämlich ausdrücklich in der als heilsam erfahrenen Beziehungsgeschichte Gottes mit den Menschen verwurzelt.

„Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande,“ – heißt es im Levitikus-Buch – „den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland. Ich bin der HERR, euer Gott. (Lev 19,33f; ähnlich Dtn 10,19f; Ex 22, 20).

Diese Begründung kann als geradezu klassischer Ausdruck der Verwurzelung der Liebe zum Mitmenschen in der Gottesbeziehung gesehen werden. Denn es heißt hier gerade nicht einfach: Du sollst die Fremdlinge lieben! Sondern es wird gleichzeitig für das Gebot geworben, in einer doppelten Weise. Zum einen wird an die Einsehbarkeit des Gebots aufgrund der eigenen Erfahrung appelliert: „Du weißt doch, wie es ist, fremd zu sein und ausgegrenzt zu werden. Also handle an dem Fremden genauso, wie du selbst es dir wünschen würdest, wenn du in der gleichen Situation wärst!“ Und die zweite Weise, in der für das Gebot geworben wird, bezieht sich direkt auf Gott selbst. „Denn ich bin der Herr, dein Gott“ heißt es zum Schluss. „Ich mache mir die Sache aller Fremden zu eigen, wie ich mir eure Sache zu eigen gemacht habe. Ich bin euer Gott, ich habe die Fremdlinge lieb. Also habt auch ihr die Fremdlinge lieb!“

Grundlage für die Offenheit gegenüber dem Fremden ist eine Ethik der Einfühlung. Der zentrale Charakter solcher Einfühlung wird in einer Passage im 2. Buch Mose besonders deutlich: „Die Fremdlinge sollt ihr nicht unterdrücken; denn ihr wisset um der Fremdlinge Herz, weil ihr auch Fremdlinge in Ägyptenland gewesen seid“ (Ex 23,9). Dass Fremde mit Achtung und Respekt behandelt werden sollen, gewinnt seine Plausibilität durch die Einsehbarkeit und die Einfühlbarkeit ihrer besonderen Situation der Verletzlichkeit. Genau dieser Gedanke ist der Kern des Doppelgebots der Liebe und der mit ihm eng verbundenen Goldenen Regel: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch. Das ist das Gesetz und die Propheten“ (Mt 7,12).

Wenn wir jetzt mit einer Zunahme der Zuwanderung von Menschen aus Südosteuropa konfrontiert sind, die hier Schutz suchen, dann kann die Reaktion nicht sein, dass wir alle möglichen Mittel suchen, um uns ihrer zu entledigen. Ob das Asylrecht im Einzelfall der

richtige Weg ist, um mit ihrer Not umzugehen, kann und muss diskutiert werden. Aber uns das Problem einfach vom Halse zu schaffen, ist auch keine Lösung. Wir können nicht Denkmäler für die verfolgten Sinti und Roma in der Zeit des Nationalsozialismus einweihen und zur gleichen Zeit Stimmung gegen Mitglieder dieser Volksgruppe machen, die hierher kommen. Ich habe mit meinem ungarischen Amtsbruder über die Situation der Sinti und Roma in Südosteuropa gesprochen. Er hat bestätigt, dass sie in Not sind. Neben der Diskriminierung, der sie in ihren Gesellschaften ausgesetzt sind, erleiden sie angesichts mangelnden Heizmaterials und entsprechender Unterkünfte besonders im Winter Not. Deswegen müssen aus meiner Sicht die Ursachen des Problems bekämpft werden. In Verhandlungen mit den Herkunftsländern müssen Lebensbedingungen dort erreicht werden, die es den betroffenen Gruppen ermöglichen, auch im Winter dort in Würde zu leben. Oder anders gesagt: Wir brauchen eine gesamteuropäische Lösung dieses Problems, damit Not gelindert und menschenwürdiges Leben in allen Regionen Europas möglich wird.

## Umgang mit dem Rechtsextremismus

Ein Thema, was unsere Gesellschaft insgesamt, aber auch uns als Kirche, im letzten halben Jahr immer wieder beschäftigt hat, ist das Thema Rechtsextremismus. Ich möchte es daher noch einmal aufgreifen. Neueste Studien haben wiederholt gezeigt, dass rechtsextreme Einstellungen bis in die Mitte der Gesellschaft hineinreichen. Auch die Kirchen sind davon betroffen. Umso wichtiger ist es, hier Flagge zu zeigen. Wir tun das mit der engagierten Beteiligung an vielen lokalen Bündnissen. Wir tun das aber nicht zuletzt auch durch unsere intensive Mitwirkung am Bayerischen Bündnis für Toleranz, Menschenwürde und Demokratie, von dem ich bei der letzten Synode bereits berichtet habe.

Das Bündnis - so darf man sagen - hat sich zunehmend zu einer Erfolgsstory entwickelt. Es zeigt, dass der Widerstand gegen Rechtsextremismus nun auch aus der Mitte der Gesellschaft kommt. Es hat seit der letzten Synode neun neue Mitglieder aufgenommen - vom Bayerischen Sportschützenverband bis hin zur Peter-Maffay-Stiftung. Damit sind wir 42 Bündnispartner! Die Verleihung des neu geschaffenen Preises für Zivilcourage durch die Evangelische Akademie Tutzing Ende Juni gab dem Bündnis zusätzlichen Rückenwind.

Im Verlauf des Jahres hat sich der „Bayerische Verein für Toleranz, Demokratie und Menschenwürde“ gegründet. Vorsitzender ist mein Amtsvorgänger Johannes Friedrich, der zugleich mein Vorgänger als Sprecher des Bündnisses ist. Im Verein können im Gegensatz zum Bündnis Einzelpersonen Mitglied werden. Die Flyer dazu liegen jedem Synodalen auf dem Tisch. Der Geschäftsführer des Bündnisses, Martin Becher, hält am Stand hier bei der Synode noch ausreichend Exemplare zur Verfügung, damit alle interessierten Synodalen für ihre Region Flyer mitnehmen und Mitglieder werben können. Mit den Mitgliedsbeiträgen soll die operative Arbeit gegen Rechtsextremismus im Rahmen des Bündnisses für Toleranz gestärkt werden. Die Beiträge und Spenden können steuerlich geltend gemacht werden, die vorläufige Gemeinnützigkeit ist erteilt worden.

Eine der letzten Sitzungen des geschäftsführenden Ausschusses des Bündnisses haben wir im Restaurant „Picasso“ in der Regensburger Innenstadt abgehalten. Im Sommer 2010 hat der Barkeeper dieser Kneipe eine junge dunkelhäutige Frau mit Kind vor den Belästigungen junger Rechtsradikaler geschützt. Zwei Wochen später sind sie in seine Kneipe gekommen, haben ihn zusammengeschlagen und das Lokal verwüstet. Der Wirt hat sich nicht einschüchtern lassen. Mit anderen zusammen hat er die Wirte-Initiative „Keine Bedienung für Nazis“ gegründet. Inzwischen finden sich an vielen Regensburger Kneipen Aufkleber mit der Aufschrift „Rassisten

werden hier nicht bedient". In zahlreichen Städten Bayerns haben sich inzwischen ähnliche Wirte-Initiativen gegründet. Und seit vorletzter Woche habe ich die Hoffnung, dass daraus eine bundesweite Bewegung werden kann. In Eisleben hat die aus den Oberbürgermeistern der 16 Lutherstädte und fünf weiteren zugewählten Personen bestehende Jury des Preises der Lutherstädte „Das Unerschrockene Wort" sich einstimmig für meinen Vorschlag entschieden, der Regensburger Wirte-Initiative den mit 10 000 € dotierten Preis zu verleihen. Ich verbinde damit die Hoffnung, dass die Initiative überall in Deutschland Nachahmer findet. Sie zeigt: So wie Rassismus und Antisemitismus bis in die Mitte der Gesellschaft reichen, so kommt auch der Widerstand dagegen aus der Mitte der Gesellschaft. Das ist ermutigend!

### „Das Reich Gottes ist mitten unter euch"

Ich konnte nur über einen kleinen Ausschnitt aus den vielfältigen Erfahrungen berichten, die ich seit der letzten Synode gemacht habe. In vielen dieser Erfahrungen habe ich den Satz aus dem Lukasevangelium bewahrt gefunden: „Das Reich Gottes ist mitten unter euch". Manchmal müssen wir nur den Rat befolgen, den der Seher Johannes der Gemeinde in Laodizea gibt. In dem Text, der für den diesjährigen Buß- und Betttag vorgegeben war, spricht er von der „Augensalbe", die wir von dem auf dem Thron kaufen sollen, „deine Augen zu salben, damit du sehen mögest." Diese Augensalbe hilft uns das Reich Gottes unter uns zu sehen: In den Erfahrungen geistlicher Stärkung im Gottesdienst, gerade auch da, wo wir ihn gemeinsam mit den Schwestern und Brüdern anderer Konfessionen feiern dürfen. In den Erfahrungen geschwisterlicher Gemeinschaft mit Menschen in anderen Kontinenten, die so fern zu sein scheinen und uns doch so nahe werden. In den Aufbrüchen zu einer Welt, in der alle Menschen in Würde leben können und in der der Charakter der außermenschlichen Natur als gute Schöpfung Gottes, die uns anvertraut ist, ins Zentrum unseres Handelns rückt.

Kirche sein heißt, die Augen für das Reich Gottes geöffnet zu bekommen. Wer das Reich Gottes sieht, der lebt aus der Hoffnung. Wir wollen als Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern diese Hoffnung bezeugen. Wir wollen sie einander in der *Kirche* bezeugen, auch, indem wir uns selbst immer wieder selbstkritisch hinterfragen und erneuern. Und wir wollen sie in der *Welt* bezeugen. Deswegen mischen wir uns ein und sagen: Ihr müsst mit uns rechnen, aber ihr *könnt* auch mit uns rechnen.

Unser Herr Jesus Christus geht mit uns auf unserem Weg. Ja, das Reich Gottes ist mitten unter uns!